In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 103. Posen, den 23. Oktober 1927. Nr. 103.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

22. Fortsetzung.

IX.

Die unsterbliche Geliebte.

Es war eine trübe, traurige, trostlose Zeit, die Beethoven in diesem unseligen Herbst verlebte. Todesgedanken erfüllten sein düsteres Gemüt, da ihm nun alle seine Hoffnungen auf Lebensglück und Daseinsfreude zerstört waren. Ziel- und planlos trieb er sich im Freien herum; der Ruhelose suchte Ruhe und fand sie nicht. Wenn ihn der Schaffensrausch packte, vergaß er auf flüchtige Stunden seinen nagenden Kummer, wenn er am Klavier saß und phantasierte, erhob er sich über das Erdenweh hinaus in höhere Regionen, und er fühlte, daß er nur in seiner Kunst Befriedigung des Herzens und Ausgeglichenheit seiner Seele finden könne.

Was war ihm die Liebe? Ein Phantom, das ihn genarrt, das nach Jahren der Erwartung ihn gründlich enttäuscht, das ihm seine Eleonore und Giulietta aus dem Herzen gerissen und das ihn in anderen Fällen mit Widerwillen, ja, mit Abscheu erfüllt hatte. Und doch, und doch! Konnte ein Künstler der Liebe entbehren, dieses mächtigste aller Gefühle, das zu höherer Daseins- und Schaffensfreude anregt, das den Menschen über die Misere des Alltags erhebt? . . . Sollte gerade ihm, dem begnadeten Künstler, versagt sein, was den armseligsten der Menschen beglückte? Er war nicht schön, nicht begehrenswert, das wußte er, aber dennoch flogen ihm die Herzen zu, ihm, dem Genie, dessen Name und wachsender Ruhm ihren Glanz in die Welt ausstrahlten. Seine wachsende Schwerhörigkeit machte ihm Sorge; denn gerade dem Musiker war doch das Gehör der wichtigste aller Sinne, und auch im persönlichen Verkehr mußte er unter der stets zunehmenden Taubheit leiden . . . Es war zum Verzweifeln!

Immer tiefer vergrub sich Beethoven in sich selbst, wurde menschenscheu, und doch zog es ihn mit unüberwindlicher Macht zu den Menschen hin, zu den Gönnern, Freunden und Schülern. Sie alle neigten sich in Liebe und Verehrung ihm zu und paßten sich gerne seinen Launen und Eigenheiten an, aber trotz alledem fühlte er eine Leere in seinem Herzen, eine Verlassenheit, die niederdrückend und beängstigend wirkte. Die weiblichen Wesen, die ihm bisher nahe gestanden, verblaßten in ihm, und auf diesem Grunde tauchte ein neues Bild auf, eine holdselige Erscheinung, die er seit drei Jahren kannte und die bisher trotz ihrer Schönheit und des Adels ihrer Erscheinung keinen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte, weil Eleonore und Giulietta sein Herz voll und ganz erfüllt hatten — Therese Gräfin von Brunswick, eine Base Giuliettas . . .

In ihrer Familie hatte er seinerzeit Giulietta kennen gelernt, und das Interesse für diese war es gewesen, das ihn der Familie Brunswick zeitweilig entfremdet hatte. Beethoven gab der jungen Gräfin Therese wohl Stunden, doch war er nicht mit dem Herzen dabei, sondern erfüllte nur seine übernommene Pflicht wie irgendein Klavierlehrer. Manchmal glaubte er bei Therese ein wärmeres Gefühl oder ein aufkeimendes Interesse für seine Person zu bemerken, wenn sie sich liebevoll um sein Wohlbefinden und um persönliche Angelegenheiten seines Lebens erkundigte, aber er ging darüber hinweg, weil ihn der Gedanke an Giulietta ganz erfüllte und weil er dachte, daß Gräfin Therese wohl von ihrer Cousine erfahren haben müsse, wie diese zu ihm stünde . . . Therese wußte von den zarten Beziehungen Beethovens zu Giulietta, aber sie sprach niemals davon und machte auch nicht die leiseste Andeutung von dem, was sie ahnte und fühlte, wohl darum, weil es für sie klar war, daß dieser Sache kein erfreuliches Ende beschieden sein konnte.

Vor drei Jahren war es gewesen, als in seiner drei Treppen hohen Wohnung am Petersplatz die Gräfin Brunswick mit ihren beiden Töchtern Josephine und Therese erschien und den Wunsch aussprach, für diese den Unterricht Beethovens in Anspruch zu nehmen. Die Gräfin sagte, daß man ihr den Rat gegeben habe, den so schwer zugänglichen Meister in seinem Heim aufzusuchen, da er nur schwer zu bewegen sei, der Einladung ihm Unbekannter zu folgen. Beethoven empfing die Damen, deren Vornehmheit auf ihn besonderen Eindruck machte, gegen seine Gewohnheit ungemein freundlich, und besonders der jüngeren Tochter, Komtesse Therese, wandte er sofort sein besonderes Interesse zu.

Komtesse Therese hatte in ihrer Mappe eine Sonate Beethovens mitgebracht und bat um die Erlaubnis, sie dem Meister vorspielen zu dürfen. Dieser willfahrte der Bitte bereitwilligst und folgte Theresens Vortrag mit gespanntem Interesse. Als sie geendet hatte, sah sie mit einem fragenden Blick auf Beethoven, um sein Urteil über ihr Können zu vernehmen.

Beethoven, der während ihres Spieles knapp am Klavier gestanden, ging nun, die Hände gewohnheitsmäßig auf dem Rücken verschränkt, einigemal stumm im Zimmer auf und nieder, dann blieb er vor Therese stehen.

„Ich habe diese Sonate," begann er, „selten mit so viel Ausdruck und Gefühl spielen gehört, als von Ihnen, und ich wüßte nicht, was Sie noch zu lernen hätten, Komtesse!"

„Sie sind zu gütig, Meister, und ich weiß nicht, ob ich dieses Lob verdiene," war Theresens bescheidene Antwort. „Ich möchte es eben weiter bringen und darum bitten, Ihren Unterricht genießen zu dürfen."

„Von Herzen gerne, Komtesse, aber . . ."

„Es darf kein Aber geben," fiel die Gräfin ein, „meine Tochter hat den dringenden Wunsch, Ihre Schülerin zu werden, und Sie werden doch nicht gerade uns einen Korb geben, Herr van Beethoven! Auch mein Sohn schwärmt für Sie, und er freut sich schon darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen!"

Komtesse Therese warf einen so bittenden Blick auf Beethoven, daß dieser nicht mehr widerstehen konnte.

„Ich will es gerne tun, Frau Gräfin, schon weil Komtesse Therese so ungemein begabt ist, daß es Sünde wäre, ihr Talent nicht zur vollen Entwicklung zu bringen. Wann darf ich mit den Lektionen beginnen, Frau Gräfin?“

„Wann Sie wollen! Schon morgen, wenn es Ihnen paßt, Meister!“

„Und wo logieren die Herrschaften?“ war seine weitere Frage.

„Wir wohnen vorläufig im Gasthof „Zum goldenen Greifen“ (nachmals „Erzherzog Karl“) in der Kärntnerstraße, weil wir über unseren weiteren Aufenthalt in Wien noch nicht recht schlüssig sind. Sie können uns dort besuchen, Meister, und Ihre Lektionen geben. Wenigstens genießen wir alle mit, was besonders meinen Sohn Franz freuen wird.“

„Frau Gräfin, es wird mir eine hohe Ehre sein!“ sagte Beethoven mit einer tiefen Verbeugung. Als er den Kopf wieder hob, sah er, daß Komtesse Therese ihn mit einem dankerfüllten langen Blicke ansah . . .

„Komtesse, ich freue mich, Ihnen Unterricht geben zu dürfen, und hoffe, die schönsten künstlerischen Erfolge zu ernten.“

„Meister, Sie machen mich stolz!“ erwiderte Therese, sanft errötend.

„Und mich beachten Sie gar nicht, Herr van Beethoven?“ wandte sich nun Komtesse Josephine an ihn.

„Komtesse, wie können Sie das glauben? Aber das Spiel Ihrer Schwester hat mich so sehr gefesselt, daß ich für nichts anderes mehr Sinn hatte. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich vielleicht taktlos war.“

„Nicht im entferntesten, verehrter Meister! Auch ich freue mich auf Ihre Besuche bei uns und werde stolz darauf sein, wenn Sie Therese zu einer ihres Meisters würdigen Schülerin machen werden.“

„Das hoffe ich bestimmt!“ war Beethovens zuversichtliche Antwort.

Die Damen erhoben sich, um den Besuch zu beenden, und verließen Beethoven mit freundlichen Abschiedsworten . . .

Beethoven blieb in seltsamer Erregung zurück.

Wie ein Sonnenstrahl aus düsterem Gewölk war die junge, klassisch schöne Gräfin bei ihm aufgetaucht, und sein zerrissenes Gemüt empfand ihre holde Erscheinung wie Balsam auf seine wunde Seele. Sollte es also doch noch Glück in seinem Dasein geben? Der Blick aus den strahlenden Augen Theresens hatte ihm mehr gesagt, als alle Worte, die zwischen ihnen gewechselt worden waren, und er fühlte es von dieser ersten Stunde an, daß dieses herrliche Weib für ihn viel, unendlich viel zu bedeuten habe, vielleicht sein Schicksal, sein Lebensglück . . .

Gab es so etwas wie Liebe auf den ersten Blick? Sein empfindsames Herz sagte Ja! und in seinem Haupte, das seit Monaten der Tummelplatz trüber Gedanken gewesen, leuchtete es auf wie das verheißungsvolle Morgenrot eines neuen, glückerfüllten Lebens . . . Er war hungrig nach Liebe, sehnsüchtig nach einem Glück, das ihn vorwärts, aufwärts tragen sollte, zu den Sternen, die er mit seiner Kunst erstrebte, und vielleicht war Komtesse Therese das Weib, dem es das Schicksal beschieden hatte, den bisher vom Glück so oft betrogenen Künstler glücklich zu machen . . .

Ruhelos und tiefinnerst bewegt lief Beethoven in seinem Zimmer auf und nieder, seine Gedanken eilten in eine weite Zukunft voraus, und in seinem bewegten Herzen klang ein Name wider, der leise und wie eine Liebkosung über seine Lippen kam: „Therese!“

Beethoven war — als ihn die Dunkelheit des Abends in seinem Zimmer überfiel, fühlte er es wie eine felsenfeste Tatsache — wieder einmal sterblich verliebt, und Therese Gräfin Brunswick hieß der leuchtende neue Stern an dem Himmel seiner Liebe .

— — — — — — — — — — — — — —

Am frühen Nachmittag des anderen Tages erschien Beethoven in sorgsam gepflegter Kleidung in den Appartements der Gräfin Brunswick im „Goldenen Greifen“ und wurde von der ganzen Familie, auch Theresens Bruder Franz war mit dabei, mit bestrickender Herzlichkeit begrüßt. Er wollte gleich nach seinem Eintreten mit dem Unterricht beginnen, aber die Gräfin-Mutter zog es vor, zunächst eine Plauderstunde abzuhalten, an der sich alle lebhaft beteiligten und die den ganzen Kreis in herzliches Animo versetzte. Auch Beethoven, der sonst so Mürrische, war heiter und sogar galant, und ein beseligendes Gefühl der Sympathie erfüllte den ganzen kleinen Kreis.

Zu einer Klavierlektion kam es an diesem ersten Tage nicht, aber Beethoven mußte versprechen, recht bald wieder zu kommen, um das Versäumte nachzuholen, und er hielt sein Versprechen; er kam nun alle Tage! . . .

Theresens Bruder, Graf Franz, ein passionierter und auch begabter Violoncellspieler, brachte dem jungen Meister aufrichtige und ehrliche Sympathie entgegen, und Beethoven pflegte diese neue Freundschaft gern, weil sie ihm einen Weg zu seiner Therese eröffnete, die er von Tag zu Tag immer mehr schätzen und lieben lernte. Auch Graf Franz Brunswicks Gemahlin Sidonie schloß sich dem Freundschaftsbunde für Beethoven an, und in diesem neu erschlossenen Kreise fühlte sich der Meister unendlich wohl. Eine Ruhe und Ausgeglichenheit kam über ihn, wie er sie bisher niemals gekannt hatte, und ein neues, glücklicheres Leben schien für Beethoven angebrochen zu sein. Die Nachmittage bei der Familie waren eine selige Zeit für ihn, und gar oft vergingen die Stunden mit Plaudern und Musizieren derart rasch, daß die Dinerstunde vergessen und bis in den Abend hinausgeschoben wurde.

Graf Franz lud Beethoven zu sich ins Haus, und dieser folgte der Einladung des feinsinnigen Aristokraten und seiner Gemahlin gerne, um so mehr, als diese gleichfalls eine ganz ausgezeichnete Pianistin war, die für Beethovens Werke ungemein eingenommen war.

Der junge Graf feierte seinen Namenstag durch ein Diner in seinem Heim, an dem außer der Mutter und den beiden Schwestern auch Beethoven teilnahm. Man war in vertrautem Kreise in frohester Stimmung beisammen, und obwohl die kleine Feier dem Grafen Franz galt, wurde Beethoven ungewollt zum Mittelpunkt des Ganzen. Liebten und verehrten sie doch alle den Meister, dessen künstlerisches Schaffen ihnen am Herzen lag und dessen Person Gegenstand ihrer hingebendsten Bewunderung war.

Beethoven hatte zu diesem Feste eine Huldigung für den Grafen vor und brachte ein neues, für Therese geschaffenes Werk mit „Sechs Variationen für das Pianoforte zu vier Händen“, die er mit ihr Franz zu Ehren vorspielen wollte. Das Thema war Goethes Lied „Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer von Meeren strahlt“, und diese tiefen, unsterblichen Verse hatten Beethoven zu einer meisterhaften Schöpfung angeregt, die eine zarte Liebeserklärung für seine angebetete Therese werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Max Brod.

Herbstlied.

Wolken wie Berge — Berge, die man träumt —
Nicht körperfest, nur goldbehaucht,
So sanft und schwanenweiß gesäumt
Vom Nebel, der im Walde raucht.

In gutem Rauch das Sonnenlicht
Fließt über, füllt den Himmel lang.
Zu Scheibenrund umzirkt es nicht
Den milden Strahlenüberschwang.

Erst abends war die Kugel klar,
Trat fest aus ihrer Wolken Schein,
Da sah man, daß sie selbst müd' war
In des Herbsts glorreichem Müdesein.

Böcklin-Geschichtchen und Böcklin-Worte.

Zusammengestellt nach den Aufzeichnungen seiner Freunde.

Böcklin und die Räuber.

Böcklin geht, zu päpstlicher Zeit, in Rom mit seiner Frau auf dem Monte Mario spazieren, schlägt vor der Villa Mellini einen Weg rechts ein, von dem er denkt, daß er nach Ponte Molle führen müsse. Der Weg wird immer schmutziger, so daß er seiner Frau sagt, sie solle stehenbleiben, er wolle sehen, ob es denn überhaupt noch weiter gehe. Am trockenen Rand des immer hohler werdenden Weges sich hindrückend, sieht er plötzlich oben durch die Hecke einen ganz echten Räuber mit Riesenperücke und Bart, Sonntagssamtjacke, Pistolen und Dolche im Gürtel, ohne Hut und eine Trompeten-Donnerbüchse in den Händen, „die hätte Frank Buchser nicht schöner machen können". Und unten, am Knick des Weges, kniet im Anschlag auf die Ecke, um die man kommen muß, ein zweiter. Er erinnert sich, daß oben, als sie in den Weg einbogen, jemand mit einem schäbigen Hund, der ihnen nachlief, gepfiffen hatte, dem Köter, wie er damals glaubte. Langsam tastet er sich an der Wand zurück bis zu seiner Frau und sagt: „Gib mir die Hand. Komm mal her, so was hast du noch nie gesehen. Leise!" Und er zeigt ihr die beiden. Als sie dann wieder zurück sind und auf die hohe Heide neben dem Hohlweg steigen, von wo man die ganze Lage übersah, sind die Banditen weg.

Böcklin und die Tauben.

Böcklin brauchte einmal Tauben und hatte sie bisher doch noch nie so recht angesehen. Also sucht er sich auf dem Alten Markt in Florenz zwei aus, die ihm auch im Ton sehr glücklich erschienen, und gedachte sie einige Tage bei sich umherlaufen zu lassen und ihnen dann die Freiheit zu geben. Er habe noch einen Gang zu machen, sagt er, danach, in zehn Minuten, komme er sie abholen. Als er wiederkommt, überreichte ihm der höfliche Toskaner lächelnd zwei — tote, gerupfte Tierchen.

Böcklin und der Truthahn.

Während seines ersten Aufenthalts in der Ewigen Stadt hatte Böcklin gemeinsam mit seinen römischen Freunden einen Truthahn gekauft. Er selbst, als der Jüngste, mußte ihn unter seinen umfangreichen Radmantel nehmen, um ihn auf diese Weise nach Hause zu schaffen. Unterwegs kamen sie am Pantheon vorüber und traten ein. Es herrschte dort ein großes Gedränge, denn eben hatte die Messe begonen. Plötzlich zappelte sich der Truthahn aus Böcklins Armen los und rannte zwischen den Menschen durch. Sofort begann eine große Hetzjagd. Natürlich war jede Andacht gestört, und es ging drunter und drüber in der Kirche. Alle Andächtigen beteiligten sich an der Jagd, und so wurde der Truthahn mit vereinten Kräften wieder eingefangen und in sein Gefängnis unter dem Radmantel zurückgebracht. Aber die Freunde mußten sich beeilen, daß sie aus der Kirche herauskamen, denn die Geistlichen glaubten, die ganze Sache sei ein Streich der deutschen Ketzer gewesen, und begannen ihre Gemeindemitglieder aufzuhetzen, so daß Rückzug der bessere Teil der Tapferkeit war.

Böcklin und die Fliegen.

Während des Sommers 1851 herrschte in Rom eine lähmende Hitze, und unzählige Fliegen quälten die erschlaffte Menschheit. An solchen Tagen konnte man natürlich nicht arbeiten, und Böcklin vertrieb sich die Zeit mit dem Fangen von Fliegen, die er zum Scherz mit roter Farbe anmalte. Schließlich war das ganze Haus massenhaft von roten Fliegen durchschwärmt, die auch in das untere Stockwerk zu einem alten Italiener flogen. An einem brütend heißen Nachmittag nun besuchte Böcklin diesen alten Herrn. Schon beim Empfang jammerte der: „Oh, welch eine höllische Hitze, so etwas ist ja noch nie dagewesen in Rom! Sehen Sie nur, sogar die Fliegen fangen an, rot zu werden! Es ist furchtbar, ich glaube, das Feuer des Jüngsten Gerichts bricht über uns herein." Böcklin tat natürlich ebenso verzweifelt, obwohl er innerlich vor Lachen bald geplatzt wäre.

Böcklin in der Osteria zum Bajocco.

Im Sommer 1858 litt Böcklin an der Malaria, die er in Albano bei Rom auf eigentümliche Weise losgeworden ist. Eines Nachmittags blieb er vor einem Wirtshaus stehen, auf dessen Schild in fetten Buchstaben angeschrieben stand: Un Bajocco. Böcklin glaubte, eine Foglietta koste einen Bajocco, und da er gerade bei Kasse war, trat er ein, setzte sich still in eine Ecke und trank so viel Foglietten, bis er einschlief. Um Mitternacht wurde er wachgerüttelt, sah sich erstaunt um und entdeckte, daß kein Mensch mehr in der Osteria war. Er stand auf, griff nach seiner Börse und wollte zahlen. Da aber hieß es: „Un Bajocco!" Und nun erst wurde er inne, daß der Eintritt in das Wirtshaus einen Bajocco gekostet hatte (acht Pfennig), und daß man dort trinken konnte, soviel man wollte.

Der mächtige Rausch hatte ganz überraschende Folgen — Böcklin war am andern Tag völlig fieberfrei. Die Foglietten für einen Bajocco hatten der Krankheit ein Ziel gesetzt.

Böcklin und der Metzger.

Im Jahre 1870 begegnete Böcklin in seiner Vaterstadt Basel einem ehemaligen Mitschüler, dem ehrsamen Metzgermeister Pinz, der behäbig vor seinem Laden stand und seine Hände in den Hosentaschen wärmte. Als der Metzger Böcklin herankommen sah, machte er sich etwas zu tun, nahm ein großes Stück Fleisch auf den Rücken und trug es in den Laden. Böcklin grüßte: „Gute Morge, Herr Pinz, so fleißig schon in aller Herrgottsfrühe?" Die Antwort des Metzgers war bezeichnend für die Stimmung, die damals in Basel gegen Böcklin herrschte: „Ja, das ischt anders als mit dem Bämseli (Pinsel), da heißt's tüchtig schaffe!"

Böcklin und Richard Wagner.

Böcklin war von Wagner eingeladen worden, auf dessen Landsitz bei Neapel zu kommen. Es war sehr heiß und Böcklin sowieso schon ärgerlich, daß er zugesagt hatte. Es war ziemlich weit, und er schwitzte und hatte Hunger und greulichen Durst. Allzuviel Trockenheit vertrug er nicht. Wie er nun zu Wagner kam, mußte er in einem Vorraum warten und wurde lange Zeit mit Musik regaliert. Man kann sich denken, in welche Laune er geriet. Schließlich kam Wagner hinter den Kulissen hervor und fragte ihn, wie es ihm denn gefallen habe, und als Böcklin nur ein grimmiges Gesicht schnitt, soll Wagner gesagt haben: „Ach so, Sie verstehen ja nicht viel von Musik." „Ja, ebensoviel, wie Sie von Malerei!" antwortete Böcklin und rannte wütend in die nächste Osteria und löschte seinen Durst. Seit der Zeit war's aus mit der beiderseitigen Freundschaft.

Böcklin und Koller.

Böcklin und sein Jugendfreund Koller, der Tiermaler, stehen vor einem Kuhbild Kollers. „Ja weischt," sagt Koller, „das sind Zürikühl, und das sind Appenzeller. Jeder Küher kann kommen und kennt sie gleich. Ja, das ist mein ganzer Stolz, daß jeder, der eppes davon verstaht, gleich siet, daß das 'ne Appenzeller Kuh ist und keine vom See oder von Bern." Böcklin: „Ja, malst du denn für Bauern und Viehknecht?"

Koller muß nach Hause: ihm kalbe eine Kuh. „Was so ein Maler doch alles können und tun muß," sagt Böcklin. „Weil ihm ein Modell kalbt, muß er heim. Aber das kommt von der Tiermalerei."

*

Die im folgenden mitgeteilten Aeußerungen Böcklins haben die ganze Frische und Unmittelbarkeit flüchtig hingeworfener Ansichten, die meist im vertrauten Freundeskreise geäußert wurden. Dementsprechend sind sie zu bewerten. Ein Künstler, der eigenwillig der Welt gegenübersteht, sagt seine eigenwillige Meinung über die Dinge der Welt und über seine Zeitgenossen, mit jener Einseitigkeit, die dem Künstler eignet. „Kunst ist, was sich mit meiner Kunst verträgt." Es ist wohl möglich, daß die eine oder andere dieser Aeußerungen, die meist von Flörke in seinem inhaltreichen Buch „Zehn Jahre mit Böcklin" (Bruckmann 1902, München) aufbewahrt worden sind, den geistreichen Mann selbst, oder Hillebrand, den Verfasser der Briefe eines ästhetischen Ketzers, zum Autor haben. Was verschlägt es, da es doch Ansichten dieses gleichgestimmten Freundeskreises sind?

Menzel: „Er sieht und erfaßt nur die Oberfläche, die ihm zugewandte Seite der Dinge, die er geistreich abzeichnet. Er stellt sich nicht das Ganze vor, das Rundherum, das im Raum Stehende, welches auch ein Hinten hat."

Leibl (über das Bild der Drei Dachauerinnen in Hamburg, an dem der Maler drei Jahre in der Dorfkirche zu Dachau gearbeitet hatte: „Muß das ein langweiliger, denkfauler Kerl gewesen sein!"

Marées: „Wer so wie er, wie ein Akademiker, an den ersten Schwierigkeiten, die ihn gar nichts mehr angehen sollten, scheiterte, der ist doch kein bewußter großer Künstler! Ja, er blieb in den Anfängen stecken, nahm sie schon für die Hauptsache. So ein Fuß geht bei ihm oft zwanzigmal in eine Figur. Er fing eben oben an, malte sich fest, und nun sah er das Ganze nicht mehr. Ueber das Aktmalen ist er überhaupt nie hinausgekommen. Und bei nichts braucht man weniger zu denken als beim Aktmalen ... Das Ganze sah er nicht. Er fing oben an und endigte unten. Wie Gott will!"

Anton v. Werner: „Der empfindungsloseste Unteroffizier. Papilloten, Kalligraphie, Pfauentum."

Adolf Hildebrand: „Ein Helenist in Renaissancesauce."

Die Freilichtmaler: „Nichts können ist noch lange keine Richtung."

Skarbinas Mann mit dem Koks: „Wozu malt er das? Der Mann wäre ja ohnedem auch da. Den kann ich mir ja kommen lassen und wieder zurückschicken, wie jedes Modell, jeden Packträger. Ein bißchen müßte daran doch wenigstens von mir sein!"

Gelehrte und Maler-Offiziere: „Brillen und Säbel sind gut, aber wir haben zuviel davon für die Kunstentwicklung."

Feuerbachs Vermächtnis: „Diese ewig ringenden, unfreudig ringenden, die Menschen verachtenden „denkenden" Künstler, das heißt die das Denken und das Herkommen vom Denken betonenden Künstler sind gar keine ganzen Künstler."

Ibsen: „Ein Arzt, der seinen Beruf verfehlt hat. Anstatt daß er mir die Hand gibt und sagt: Komm herauf! Da ist gute Luft, Blumen und Schmetterlinge, da kannst du in der Sonne liegen und die Welt vergessen, soweit sie dir Sorge macht, statt dessen stößt er mich in das Loch zurück: So seid ihr, so stinkt's bei euch! Ja, dazu brauch' ich doch ihn nicht, den Künstler nicht!"

Uhde: „Man möchte seinen Aposteln nicht wünschen, daß sie mal denen vom Dürer in der Alten Pinakothek begegneten. Was würden die da für Haare kriegen! Mit denen ist kein Spaß zu machen! Verbohrte Menschen, aber denen glaubt man's. Uhdes Krankenhäusler jedoch sollten hinausgehen in alle Welt. Die können froh sein, wenn sie heimkommen. Kein Realist wird sie für große Fanatiker und Evangelisten beziehungsweise Briefschreiber taxieren. Das sind noch lange keine Sozialdemokraten, nicht einmal Antivivisektionisten."

Künstler: „Der Künstler hat stets zu wenig Mittel und zuviel zu sagen. Der Künstler soll die Lebenskraft unterstützen, nicht unterminieren. Aus dem Verstand wird nichts dargestellt in der Kunst, wohl aber mit ihm oder unter ihm ausgeführt. Man

kann nicht die Natur darstellen, sondern nur seine Empfindungskraft ihr gegenüber."

„Ein Künstler sollte so wenig eine Spezialität haben wie eine Manier. Ein geschickter Handwerker muß sie haben, denn er ist an ihr kenntlich. Heute sind die selig, die da geistig arm sind."

Kunsthistoriker: „Wozu über Bilder schreiben? Die sprechen für sich selbst."

Aesthetik: „Mein Verhältnis zur Aesthetik ist dasselbe, welches Fontenelle zur Metaphysik unterhielt, der einmal irgendwo sagt: „Ich war recht jung, als ich darin unterrichtet wurde, aber schon damals habe ich angefangen, nichts zu verstehen."

Der Hahn.

Von Henriette Steil.

Vor zwei Sonnenaufgängen herrschte er noch über eine große Hühnerschar und der schönste Misthaufen des Dorfes war sein Thron. Mit stolzer Würde trug er sein Herrentum zur Schau. Wenn er über den Hof ging, war jede seiner Bewegungen edlen Anstands voll, unnachahmlich seine Haltung. Er war der geborene Herrscher.

War!

Unfaßbares geschah.

Eine Riesenklaue faßte den Hahn im Schlaf und drückte ihn in ein so enges Loch, daß es ihm unmöglich war, einen Flügel zu regen oder auch nur den Kopf zu drehen.

Und der Behälter bewegte sich, schaukelte, flog — lange . . . Wohin? Wie lange?

Um ihn war noch immer Nacht, aber sein Blut verkündete ihm den Tag. Der Hahn versuchte zu krähen, es ging nicht, er konnte den Hals nicht ausstrecken. Zorn, Angst und Verwunderung stritten in seiner Herrscherseele, und sein Vogelherz pochte — pochte hart gegen die Wand seines Gefängnisses.

Urplötzlich wurde es Tag. Das Licht sprang wie Pfeile an die harten Scheiben seiner Augen. Eine kleine Weile noch blieb der Hahn geblendet sitzen, dann richtete er sich auf, langsam, zögernd ob der fremden Umgebung. Da war eine andere Welt — ein fremder Hof, seltsame schneeweiße Hühner und ein großer weißer Hahn.

Ha, du Feind!

Mit einem Satz fuhr der bunte Ankömmling auf den weißen Nebenbuhler los. Er sauste mit dem Kopf gegen Draht. Ringsum, oben, an den Seiten, überall Gitter; er war gefangen. Verzweifelt rannte er im Kreise. — Kein Ausgang.

Der Weiße nahm keine Notiz von dem farbenschillernden Fremden, der sich so wütend gebärdete.

Du Feind, könnte ich dir in die Federn fahren, die Augen dir aushacken! Da stolziert er einher, zwischen den süßesten Frauen, pickt die süßesten Körner, und er hier im engen Drahtgehege ist gefangen, ohne ein Körnchen Futter, ohne einen Tropfen Wasser.

Während draußen . . .

Auf und ab rannte der Hahn in seinem Käfig, auf und ab, stundenlang. Endlich wurde er matt, er trauerte, den Kopf gesenkt. Rasender Hunger wütete in seinen Eingeweiden, und die Kehle war ihm geschwollen vor Durst.

Aber seine Augen glänzten hell, groß starrten sie, zwei flammende Fragezeichen. Warum? Warum?

Seine Seele, sein Körper, sein ganzes Sein war in Frage geworden. Nur ein Gedanke stand in seinem Vogelhirn und blieb dort stehen, wie eingemeißelt für die Ewigkeit. — Warum?

Als der zweite Sonnenuntergang nahe war, griff abermals eine Riesenklaue nach dem bunten Hahn. Dann wurde es Nacht. Gewaltsamer noch, als es damals vor zwei Sonnenaufgängen Tag wurde.

Es ward Nacht. Aber es gab keinen Sonnenaufgang mehr. Nie mehr.

Warum?

Vielleicht weiß er es nun, der Hahn?

Austernsaison.

Obwohl die Auster in anderen Ländern wirkliches Volksnahrungsmittel ist, hochgeschätzt wegen ihres großen Nährwertes, ist sie bei uns eigentlich nur für die Feinschmecker da, die sich ihr Austernfrühstück köstlich munden lassen. Die Auster ist exklusiv, da sie für den durchschnittlichen Geldbeutel zu teuer ist. Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung hat niemals Austern gegessen und weiß gar nicht, wie sie sich zu ihnen zu verhalten hat. Austernessen will gelernt sein.

Auch das Austernfischen ist — zumal im Winter — keine leichte Arbeit; doch wer die Lage der Austernbänke genau kennt, kann mit guten Erträgen rechnen. Mae erzählt sich, daß dieses Jahr ein besonders gutes Austernjahr werden wird. Freude bei allen Feinschmeckern!

Natürlich kann man den Verlauf des Winters jetzt noch nicht übersehen, denn mancherlei Krankheiten und Feinde bedrohen die Austern auch abgesehen von den menschlichen Fanggeräten. Da gibt es Schwämme und Muscheln aller Art, die Löcher in die Austernschalen bohren. Krabben häufen Schlamm über den Austern auf, und schleimige Schrecken vermehren sich in solcher Masse, daß sie die kostbaren Muscheltiere lebendig unter sich begraben. Schlimmer noch sind die Seesterne und Polypen, die die Austernschalen öffnen und die Austern stückweise herausholen. Austernesser, wie sie im Buch stehen. Aber auch die kleinen Muscheln, die sich an den Austern festsetzen und Löcher in ihre Schale bohren, wissen, was gut schmeckt. Sie saugen den Inhalt aus, und machen also dem Menschen gefährliche Konkurrenz. Auch ein hungriger Kabeljau oder Seeaal verschmäht gelegentlich ein kleines Austernfrühstück nicht. Noch versessener auf den Leckerbissen ist der Wels, aber er geht unmanierlich zu Werk, wie ein Proletarier, dessen Erziehung in puncto Austernessen unabgeschlossen blieb: er nimmt die ganze Auster ins Maul, zerkaut sie mitsamt der Schale in winzige Stücke und schluckt das alles mit größtem Behagen hinunter. Auf daß nichts umkomme! Nach Möglichkeit muß also der Austernfischer dafür sorgen, auch die Feinde der Austern — die eigentlich ihre Liebhaber sind — wegzufangen. Wo Seesterne in Menge vorhanden sind, werden sie ebenfalls in Netzen gefangen und an Land gebracht, wo sie als Düngemittel gute Verwertung finden. Früher pflegten die Fischer die verhaßten Seesterne, um sie zu töten, einfach zu zerteilen, aber hatten sie vorher mit einem Seestern zu tun gehabt, so waren es nun deren zwei, denn es ist bei dem Seestern wie bei dem Regenwurm: ein geteilter Regenwurm ist ein doppelter Regenwurm (wie bei Freude). Jede Hälfte des Seesterns besitzt noch die Urkraft, ihre fehlenden Gliedmaßen zu ersetzen.

Von der List der Polypen, die es ganz besonders auf die Austern abgesehen haben, wird manche interessante Beobachtung erzählt: man behauptet, daß die Schlauheit der Polypen so weit geht, zu warten, bis die Auster ihre Schale öffnet, worauf der Polyp einen Stein dazwischenschiebt, um das Wiederschließen zu verhindern. Dann ist seiner Raubgier kein Hindernis mehr gesetzt. Der Polyp wirkt ja überhaupt wie ein Ueberbleibsel einer vergangenen Tierwelt, als die Saurier über die Erde wandelten, Märchenungeheuern gleich. So entsetzlich erscheint auch der Polyp. Oder ist die Vorstellung etwa nicht grausig, daß dieses Tier mit dengreifenden Fangarmen eine Leibeslänge von 7 Metern und eine Armlänge von weiteren 10 Metern erreichen kann, so daß es einen Gesamtdurchmesser von etwa 30 Metern hat? Man stelle sich das plastisch vor. Diesem Ungeheuer wird freilich mit einer armseligen kleinen Auster wenig gedient sein. Aber im allgemeinen sind Tiere dieser Art von 50 Pfund Körpergewicht keine Seltenheit. Allerdings halten diese Ungeheuer sich nur in den südlicheren Meeren auf, so daß die Austernfischer, die die Austernbänke der Nordsee „abernten", sie nicht zu fürchten haben. — Lassen die Polypen sich verleiten, statt an Austern, an Hummern ihre Freßlust zu befriedigen, so haben sie bisweilen einen schweren Stand, denn der Hummer ist kampflustig und ergibt sich nicht so leicht. Er packt mit seinen scharfen Scheren den Arm des Polypen, und wenn er auch nicht imstande ist, die kautschukähnliche Masse durchzureißen, so, fügt er dem Polypen doch einen so unerträglichen Schmerz zu, daß dieser froh ist, wenn er den Quälgeist nur wieder los wird. Der Appetit auf Hummermayonnaise ist ihm gründlich vergangen! Aber das mißhandelte Greifwerkzeug erholt sich rasch, wenn erst der Hummer losgelassen hat, und ist gleich wieder gebrauchsfähig.

Mit so interessanten Betrachtungen können wir uns beschäftigen, während wir unser Dutzend Austern schlürfen und wieder einmal zu der Erkenntnis kommen, daß — in der Austernsaison — das Leben doch gar nicht so übel ist!

Fröhliche Ecke.

Rummel. „Meine Herrschaften! Die größte Attraktion des Jahrhunderts! Diese Dame schluckt Degen, zwoschneidige Schwerter, Türkensäbel, Dolche, Messer jeder Art und Größe!"

Stimme aus dem Publikum: „Doch Jasmesser?"

Beweis. „Ich war heute bei Riebisels zum Diner. Eine vornehme Familie. Eine sehr vornehme Gastlichkeit. Denken Sie, wir haben das Kompott mit echt goldenen Löffeln gegessen."

„Ausgeschlossen!"

„Doch, doch."

„Zeigen Sie."

Die Achillesferse. Mein Freund Borak hat eine wunderbare Glatze. Er war sozusagen eine Glatzen-Schönheit. Aber er wollte nichts davon wissen, hören oder sehen. Schon wenn man von photographischen Platten, Plattenkoffern oder dergleichen sprach, geriet er in stille Wut.

Da kommt eines Tages ein Kunstmaler und bietet ihm ein Bild an: „Vollmondlandschaft im Glatzer Gebirge."

Borak wäre beinahe geplatzt.

Aus der Instruktionsstunde. „Benehmen gegen Vorgesetzte."

Gegen Vorgesetzte hat sich der Soldat durch Ehrenbezeigungen zu benehmen. Die Ehrenbezeigungen sind je nachdem. Im allgemeinen legt er die rechte Hand an die Kopfbedeckung. Wenn er aber keine auf oder einen Gegenstand unter dem Arm hat, von der Größe eines Kommißbrotes, so geht er an demselben in strammer Haltung vorbei. Mit dem Gewehr nimmt er die Augen rechts und zieht es an. Im Wagen oder zu Pferd nimmt er ein gerades Gesäß an und zwar langsam. Läßt der Vorgesetzte etwas fallen, so hebt er es auf und öffnet ihm die Tür, indem er vor ihm herspringt und seinen Mantel nie mit dem Futter nach außen trägt. — Stillgestanden! Wegtreten!"

Beruhigend. „Soweit die Berechnung der Wissenschaft bisher sichere Zahlen geliefert hat," sagte der berühmte Astronom in seinem Vortrage, „wird die Kraft der Sonne in siebzehn Millionen Jahren ganz erloschen sein, so daß alles, was lebt, erfrieren muß!" Mit allen Zeichen größter Aufregung fragt ein Zuhörer: „Wie lange wird die Sonnenwärme noch reichen?" — „Siebzehn Millionen Jahre!" — „Gott sei Dank," sagt der Frager offensichtlich erleichtert, „ich hatte sieben Millionen Jahre verstanden!"

Unter Frauen. „Jakob hat mir gesagt, daß, wenn ich mich weigerte, ihn zu nehmen, er daran sterben müßte." — „Hast du ihn genommen?" — „Hast du davon sprechen hören, daß er tot ist?"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.